

Die Angst vor dem Vergessen

Die Zahl der Demenzerkrankten wird sich auf rund 300 000 verdreifachen – Ärzte fordern ein Umdenken in der Betreuung

Alzheimer wird zur grössten medizinischen Herausforderung. Diese Woche war die Krankheit Thema bei der WHO in Genf. Nun liegen neue Zahlen für die Schweiz vor.

VON FABIANNE RIKLIN

Es beginnt mit leichter Orientierungslosigkeit. Mit der verzweifelten Suche nach einzelnen Wörtern, den Autoschlüsseln, der Brille. Nach und nach, ohne Chance auf Heilung, geht bis auf die ältesten Erinnerungen alles vergessen. 135 000 Menschen leiden in der Schweiz an Demenz. 10 Prozent mehr als noch 2014. Die meisten haben Alzheimer, die häufigste Form der Krankheit. Das zeigen neuste Zahlen von Alzheimer's Disease International (ADI). Der ADI ist ein internationaler Zusammenschluss von Alzheimer-Verbänden.

Der Direktor, Marc Wortmann, war diese Woche in Genf bei der Weltgesundheitsorganisation (WHO). Ein Grund für seinen Besuch: Demenz wird zur grössten medizinischen Herausforderung – auch hierzulande. Die Schweiz hat eine stark alternde Bevölkerung und dadurch eine sehr hohe Zahl an Demenzerkrankten. Infolge des demografischen Wandels werden 2030 rund 200 000 Menschen mit Demenz hier leben, im Jahr 2050 rund 300 000. «Alzheimer wird uns künftig stärker beschäftigen als sonst eine Krankheit», sagt Wortmann.

DAS RISIKO, an Demenz zu erkranken, liegt heute bei eins zu fünf. Alzheimer kann bereits ab dem 30. Lebensjahr auftreten, die Häufigkeit steigt jedoch mit dem Alter stark an. Nach wie vor gilt die Krankheit als Schreckgespenst – auch weil sie äusserlich nicht sichtbar ist. Bei der 1906 entdeckten Erkrankung sterben Hirnzellen ab. Als Folge verändert sich das Wesen eines Menschen.

«Noch immer gibt es viele Betroffene und Angehörige, die aus Scham niemandem davon berichten», sagt Wortmann. Das müsse sich ändern. Er kämpft auch deshalb gegen die Stigmatisierung, da eine frühe Behandlung den Betroffenen helfen kann. «Je eher eine professionelle Betreuung einsetzt, desto grösster ist die Chance, den Krankheitsverlauf zu verlangsamen und die Lebens-



qualität über Jahre zu erhalten.» So zeigen Forschungsergebnisse, dass bereits kleine Aufmerksamkeiten wie ein täglicher Spaziergang den Verlust deutlich verbessern können.

Die Organisation Alzheimer's Disease schlägt deshalb vor, Patienten möglichst lange zu Hause zu betreuen. «Viel zu früh kommen sie heute ins Pflegeheim und werden so gesellschaftlich isoliert, was das Krankheitsbild beschleunigt», sagt Wortmann. Die Folge: hohe Kosten. 5 Milliarden Franken fielen vergangenes Jahr in der Schweiz an.

Sparpotenzial sieht Wortmann auch innerhalb der Pflegeheime. Und zwar durch eine Aufteilung der sozialen Betreuung und der medizinischen Pflege. «Für einen Spaziergang sollte nicht eine Pflegeperson zuständig sein.» Er schätzt, dass die soziale Betreuung rund 40 Prozent des Aufwands verursacht. Kosten, die deutlich gesenkt werden könnten, wenn die Aufgaben spezifische Betreuungspersonen übernehmen würden.

MAX GIGER, Arzt und Weiterbildungsfachmann, sieht hier ebenfalls Sparpotenzial. «Es braucht eine stärkere Interprofessionalität», sagt er. Ein Betreuungsteam von Alzheimer-Patienten müsse aus Personen mit verschiedenen Berufen bestehen. Und je nach Situation sollen diejenigen Teammitglieder eingesetzt werden, welche die Aufgaben am effizientesten erfüllen können. Ganz nach dem Motto: Mit den minimal notwendigen fachlichen Kompetenzen die Aufgabe optimal erfüllen.

«Die neueren Entwicklungen in Sachen Ausbildung gehen in die richtige Richtung», ist Giger überzeugt. Insbesondere die zweijährige Lehre zur Fachangestellten Gesundheit für Erwachsene (FaGe E) sei eine gute Sache. «Sie sollte noch viel stärker für Wiedereinsteigerinnen geöffnet werden.» Also Frauen, die bereits Lebenserfahrung aus Familientätigkeit oder weiteren Berufen haben und sich nun auf die Betreuung im Gesundheitswesen spezialisieren wollen. «Bei der Betreuung von Alzheimer-Patienten sind vermehrt soziale Kompetenzen notwendig», sagt Giger.

Auch die nationale Dachorganisation der Arbeitswelt Gesundheit, Oda-Santé, sieht bei den Quereinsteigern und Wiedereinsteigern Potenzial. «Wir stellen Überlegungen an, wie wir sie noch gezielter ansprechen können», sagt Geschäftsführer Urs Sieber.

Der Lawinen-Airbag der Zukunft

Industriedesigner entwickeln eine Weste, die den Erstickungstod verhindern soll – eine umstrittene Erfindung

VON ANDREAS MAURER

Der Markt der Lawinen-Airbags entwickelt sich rasant. Vor fünf Jahren waren sie kaum bekannt und nun verkauft die Marktführerin ABS Airbag aus Deutschland gemäss Schätzungen 50 000 Stück pro Jahr. Die Nummer zwei, die Schweizer Firma Mammut, dürfte auf 30 000 kommen. Die Airbags, die mit Rucksack knapp tausend Franken kosten, könnten abseits der Pisten bald zum Standard werden. Einige Tourenanbieter erklären sie bereits zur Teilnahmevoraussetzung.

Das Prinzip ist simpel: Im Unterschied zum Airbag eines Autos wird jener der Schneebereiter nicht automatisch, sondern über eine Reissleine ausgelöst. Eine Kartusche oder ein Ventilator blasen einen Plastikballon auf. Dieser soll nicht etwa den Aufprall dämpfen, sondern das Lawinenopfer durch das grössere Volumen in den Schneemassen nach oben spülen.

Gemäss einer internationalen Studie, an der sich das Schweizer Institut für Schnee- und Lawinenforschung beteiligte, ist die Wirksamkeit der Airbags geringer als von den Herstellern behauptet, aber dennoch nachweisbar. Von hun-

dert Lawinenopfern ohne Airbag sterben 22. Mit Airbags sind es 11. Ein Teil davon erstickt.

EINE ERFINDUNG AUS BASEL soll nun die Mortalitätsrate weiter senken: Zwei Industriedesigner der Hochschule für Gestaltung und Kunst haben in ihrer Bachelorarbeit eine Weste entwickelt, die einen herkömmlichen Lawinen-Airbag durch einen Kragen ergänzt. Der Kragen wird im Notfall ebenfalls aufgeblasen und soll dadurch die Atemwege schützen. Zudem führt er über ein Ventil das ausgeatmete Kohlendioxid ab. Dieses kann nicht nur zu einer Vergiftung führen, sondern durch die Feuchtigkeit eine sogenannte Eismaske um das Gesicht des Verunfallten bilden. Die Airbag-Industrie versuchte dieses Problem bisher durch einen Schnorchel zu lösen, der sich als unpraktisch erwies, da er Lawinenopfer in Todesangst überfordert.

Claudio Gallasch (27) und Stefan Staub (30), die beiden Industriedesigner, hoffen ihr Produkt im Winter in zwei Jahren auf den Markt zu bringen. Sie haben drei Patente angemeldet und diese Woche die Zusage eines holländischen Investors erhalten. ABS Airbag signal-



Claudio Gallasch, der Prototyp und Stefan Staub (v.l.). KENNETH NARS

sierte bereits Interesse. Bei Mammut heisst es auf Anfrage, dass man die Idee geprüft habe, deren Umsetzung aber für schwierig halte.

Die Schweizer Firma kündigt stattdessen für die nächste Saison ein neues Airbag-System an, das nur noch 1,5 Kilogramm wiege – ein halbes Kilo weniger

als heutige Modelle. Nun gebe es keinen Grund mehr, auf die rettende Ausrüstung zu verzichten, wirbt Mammut.

LAWINENEXPERTE WERNER MUNTER widerspricht: «Je mehr Rettungsgeräte wir uns umhängen, desto eher sind wir bereit, höhere Risiken einzugehen. Wer ohne unterwegs ist, braucht seine Sinnesorgane und seinen Instinkt, ist aufmerksam und sagt auch einmal Nein.» Er finde es ausgesprochen dumm, dank Airbag sein Leben zu riskieren, sagt er auf Anfrage. Mit den einfachsten Bergregeln liessen sich drei Viertel aller Lawinenunfälle verhindern.

Die beiden Industriedesigner reagieren mit Gegenfragen: Würde Munter ohne Airbag Auto fahren? Und weshalb geriet er selber mehrmals in Lawinen?

Der Lawinenpapst antwortet: Er sei nicht in Lawinen geraten trotz Prävention, sondern weil diese damals noch nicht existierte. Seine «Vorkommnisse» hätten ihn zum Denken angeregt und weltweit zu einem Umdenken in der Lawinenkunde geführt. Und ja, er hätte am Steuerrad lieber ein Nagelbrett als einen Airbag, sagt er. Nur liesse sich damit kein Geld verdienen.

Kritik an Nato-Übungen

HUNDERT OFFIZIERE des nordatlantischen Verteidigungsbündnisses Nato trafen sich diese Woche in Zürich und diskutierten über eine «zukünftige Zusammenarbeit im Rahmen des veränderten Sicherheitsumfeldes». Die Schweiz ist nicht Mitglied des Bündnisses. Dass sich die Nato-Generäle dennoch in Zürich versammelten, führt zu Protest. Die Gesellschaft für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) sieht das Treffen als Zeichen für einen «schleichenden Nato-Beitritt». Die Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) wiederum stört sich daran, dass der Bund mit einem Festakt das 20-Jahre-Jubiläum der Schweizer Beteiligung an der Nato-Partnerschaft für den Frieden feiern will.

Bestätigt sehen sich die Kritiker von den Resultaten des Treffens. Das Verteidigungsdepartement gab bekannt, dass die Armee 2016 an Manövern in den nordischen Staaten, in Deutschland, Litauen, Österreich, Spanien und den USA teilnimmt. Das VBS verteidigt sich. Gemeinsame Ausbildung sei mit dem Neutralitätsrecht vereinbar. Ein Verzicht auf die Teilnahme würde die Armee schwächen. SVP-Nationalrat und Militärpilot Thomas Hurter ergänzt: «Verschiedene Szenarien können aus Lärmgründen gar nicht mehr in der Schweiz geübt werden.» (RIP)